

Nr. 256. Bromberg, den 8. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von **Nikolaus Wesel**.

(9. Fortsetzung.)

„Wissen Sie, lieber Stuckering, man kann ihm eigentlich nichts nachsagen, Ihrem Herrn Belzeff, und in die großen Berliner Finanzskandale der letzten Jahre war er nicht verwickelt. Das beweist freilich noch nichts. Jedenfalls hat er es seinerzeit glänzend verstanden, die Konjunktur zu nützen. Man erzählt sich, er habe nach dem Krieg durch das Loch im Westen gewaltige Mengen Lebensmittel nach Deutschland hereingeschmuggelt und viel daran verdient. Na, und in der Inflation ist er dann ganz groß geworden. Er hat eine Reihe Häuser, hat Rittergüter und ein Palais im Tiergartenviertel besessen. Sein größter Stolz soll es gewesen sein, wenn sich bei seinen Einladungen Herden befrackter Herren und Damen in großer Aufmachung an seinen Büfetts drängten. Nein, kleinlich war Belzeff nicht. Er hat Theater finanziert, Bilder gekauft, er hat sogar das Geld zu einer deutschen wissenschaftlichen Asien-Expedition gegeben und es geduldet, daß man seine Gutmütigkeit für Filmgründungen schröpfte.

„Aber er ist doch Russe?" hatte sich Freese erkundigt.

Da hatte Dr. Tieck gelacht. „Das ist wohl das einzige, was aus seiner Vergangenheit mit Sicherheit bekannt ist. Jedenfalls hat er in Petersburg gelebt. Dort will er ein reicher Zuckerindustrieller gewesen sein und fast sein ganzes Vermögen durch die Bolschewisten verloren haben." —

„Und jetzt?"

Dr. Tieck hatte seine schmächtigen Schultern gezuckt. „Jetzt —? Sicher ist nur, daß Belzeff längst nicht mehr so groß ist wie in seinen Glanztagen. Immerhin scheint er einiges gerettet zu haben. Aber sein Name ist verblaßt. Berlin vergißt rasch."

Was Dr. Tieck damals seinem Mandanten Georg Stuckering — recte Arnold Freese erzählt hatte, traf im allgemeinen zu. Belzeff war nicht mehr der Alte, er war ein wenig müde geworden. Er näherte sich den Fünfzig und hatte das Leben genossen, nach seiner Ansicht wenigstens. Er hatte einige Jahre „in der Stille gewirkt", wie er sich ausdrückte. Jetzt hatte er mit plötzlich erwachter Energie zu einem neuen Sprung ausgeholt, zu einem bescheidenen allerdings nur, im Vergleich zu früheren Unternehmungen. Doch er verließ sich auf seine Spürnase.

Und er war wirklich nicht kleinlich. Er wußte, daß man in ein Unternehmen vorerst Geld hineinstecken muß, wenigstens etwas Geld, zwanzig-, dreißigtausend Mark schreckten ihn nicht, das war nach seinen Begriffen eine Bagatelle. Eine Sache muß richtig aufgezogen werden, nach Belzeffs Ansicht, gleichgültig, ob es sich um eine Terrainspekulation handelte, die als neues Siedlungsgelände angepriesen wurde, oder um eine Millionenerbschaft. Richtig aufziehen aber hieß: von sich reden machen. Belzeff verstand es, wie man dies zu bewerkstelligen hatte. Das erste Gebot lautete: man muß den Leuten imponieren, man muß sie verblüffen! Das zweite besagte: man muß ihnen den Glauben beibringen, daß es hier eine einzigartige, nie wiederkehrende Gelegenheit für sie gibt! An diesen beiden Grundsätzen hielt er fest.

X.

Freese verbrachte — viel öfter als er vorgehabt hatte — Stunden oben im Atelier. Er hatte die dort aufgehängten Bilder Stuckerings eingehend in Augenschein genommen und sich mit ihnen vertraut gemacht. Schließlich durfte er nicht ganz unwissend dastehen, wenn Belzeff mit Käufern kam; seine Anwesenheit bei solchen Besuchen war nun einmal meist erforderlich, wenn er auch eine ziemlich einsilbige Rolle spielte.

Auch hatte er sich, nach langen Jahren, wieder mit Kunstgeschichte beschäftigt und sich ein paar Werke über Maltechnik besorgt, um der Gefahr einer Blamage auszuweichen. Er war in ständiger Sorge, sich zu verraten; bisher war alles gut gegangen, er hatte Glück gehabt.

Unter den Bildern waren ihm einige Akte aufgefallen: ein wundervoll ebenmäßiger Frauenkörper, der stets wiederkehrte; es war offenbar immer das gleiche Modell benutzt worden. Allein man sah nirgends das Gesicht. Entweder war es dem Beschauer abgewandt, oder in so verschwommenen Umrissen dargestellt, daß sich Näheres nicht erkennen ließ.

Möglicherweise war dieses Gesicht häßlich gewesen, vielleicht vom Standpunkt des Malers belanglos, oder die Frau, die einen solchen makellosen Körper besaß, hatte sich dagegen gesträubt, durch ihr Antlitz ihre Person zu verraten.

Wer war sie? Irgendein Berufsmodell? Schwerlich! Der mittellose Maler Stuckering hätte sich kaum den Luxus leisten können, für Studienzwecke zahlreiche Sitzungen eines Modells zu bezahlen.

Aber sie mußte doch vorhanden sein, irgendwo leben, die Unbekannte! Sie war Fleisch und Blut, atmete, sprach, existierte. Wie sah sie aus? Wie klang ihre Stimme? Vielleicht war sie dumm und unleidlich. Oder kalt und stolz. Vielleicht war sie die Frau eines anderen, den sie liebte und der sie eifersüchtig behütete, unnahbar, unerreichbar. Hier war sie nur ein Bild. Mit Farbe überpinselte Leinwand, Trug der Wirklichkeit.

Freese wunderte sich, daß den Kunstliebhabern, die Belzeff heranschleppte, die Schönheit dieser Studien nicht auffiel. Es kamen jetzt fast täglich welche. Sie stelzten im Atelier umher, kniffen die Augen zusammen, nahmen Distanz und machten Bemerkungen über Farbgebung, Lichtwirkung, über Atmosphäre, über den Timbre, das Sujet — es schien sie nicht im geringsten zu interessieren, was bei Freese so lebhafte Anteilnahme erregt hatte. Manchmal richtete man Fragen an ihn. Er wich aus oder er erwiderte möglichst kurz.

Dafür entfaltete Belzeff seine Beredsamkeit. Ein Rätsel, woher er es hatte, allein er wußte über alles Bescheid. Er sprach wie der gründlichste Kunstsachverstän-

dige und so, als hätte er sich niemals mit anderen Dingen beschäftigt. Allerdings — Freese konnte dies auf die Dauer nicht entgehen — er sagte stets ungefähr dasselbe. Es war der etwas abgewandelte Inhalt der Kritiken, die in ein paar Blättern erschienen waren und die Belzeff angeregt hatte. Hier war der Quell seines Wissens. Man mußte aber sehr genau aufhorchen, um dies zu erraten.

Und er behielt recht mit seiner Voraussage: die Besucher kauften. Stuckering war auf einmal der „bisher verborgen gebliebene Meister" geworden, den man entdeckt hatte und dessen Werke Marktpreise erzielten. Zudem lief das Gerücht, daß er sich weigere, Aufträge anzunehmen, und künftig überhaupt nichts mehr verkaufen werde, wenn er erst einmal im Besitz seiner großen Erbschaft war. Man mußte zugreifen, solange es Zeit war. Die Preise stiegen. Belzeff schraubte sie von Tag zu Tag empor, je weniger die Bilder wurden. Schon hatten etliche namhafte Händler versucht, einen Ring zu bilden, er durchbrach ihn. Er trieb immer wieder neue Käufer auf, sogar aus dem Auslande. Über den Abschluß verhandelte er mit ihnen unter vier Augen. Freese sollte nicht dabei sein, er „verdarb das Geschäft". Aber Belzeff war ehrlich: er brachte nachher jeweils den Scheck und blähte sich vor Genugtuung. Zwanzig Prozent zog er für sich ab, was Freese höchst reell fand. Immerhin, die bisherigen Unkosten hatte Belzeff längst wieder herausgeholt.

„Habe ich zu viel versprochen?" trumpfte er auf und jonglierte sein Einglas. „Aber das ist noch nichts, Verehrter, das ist erst der Anfang. Sie werden mich noch kennenlernen, bis wir in die wirklichen Geschäfte reinkommen. Schade, daß Sie jetzt eine Zeit haben, wo Sie keine Lust zur Arbeit haben! Wir könnten loswerden, was wir wollten. Die Leute sind wie wild auf echte Stuckerings. Mir scheint, Sie bummeln zu viel. Na, tut nichts, solange es Ihnen Spaß macht! Müssen wohl Ihre Freundin fleißig ausführen, die kleine Gräfin, wie? Sie sehen, ich weiß alles. Sie haben sich wirklich etwas sehr Niedliches angeschafft! Aber bis auf weiteres sind Sie ja Strohwitwer —"

Freese bekam einen roten Kopf. „Die Dame ist nicht meine Freundin. Wir stehen miteinander durchaus ..."

Belzeff ließ ihn nicht ausreden: „Gut, gut, Sie wollen sich decken! Von mir brauchen Sie nichts zu befürchten, ich bin diskret!"

Freese beharrte. „Sie irren sich! Es ist nichts zu verbergen. Ich bin mit der jungen Dame lediglich bekannt, weiter nichts."

Der andere feixte: „Im Ernst? Na — ist Ihre Sache." Er blieb ungläubig.

Freese mußte an sich halten, um nicht heftig zu werden. Widerlich war diese Gesinnung zynischer Duldsamkeit, die in gewissen „modern-denkenden" Kreisen gang und gäbe war. Man verzieh und erlaubte alles und nichts war heilig. Er hätte Belzeff ins Gesicht schlagen mögen.

Doch seine Empörung entsprang keinem ganz reinen Gewissen. Er entsann sich des Herbstnachmittags am Ufer des Uckermärkischen Sees. Der Edelmut, auf den er sich so viel zugute tat, war Zwang. Längst war er sich klar darüber, daß er Christa liebte, und das quälende Bewußtsein, daß diese zarte Leidenschaft von vornherein zum Tod verurteilt war und nie die Schranke überwinden werde, die ein grausames Geschick aufgerichtet hatte, beschattete seine Stimmung. Es tröstete ihn nur, daß er Christa wenigstens ein ehrlicher, guter Freund sein konnte, der verhütete, daß sie — weltfremd und unbesonnen wie sie war — in gefährliches Dunkel hinabsank. Und noch eines: er fühlte auch seine ganze gewagte Handlungsweise in den letzten Wochen dadurch etwas gerechtfertigt, daß das fremde Geld in seinen Händen, das ihm ja freilich aufgedrängt worden war, ihn nicht nur für Sylvia sorgen ließ, sondern ihn auch in den Stand setzte, ein wenig Lebensglück für Christa einzutauschen, der das Schicksal einen so kurzen Weg vorgezeichnet hatte. Und es machte ihn immer wieder froh, wenn sie ihm versicherte, daß sie glücklich sei.

Um so betroffener war er, als er Christa eines Tages in ganz verstörtem Zustand antraf. Auf seine Frage nach dem Grunde wollte sie lange nicht mit der Sprache heraus.

„Soll es denn verwehrt sein, daß jemand so über sich verfügt, wie er will?" sagte sie nur. „Dürfen andere über ihn Gewalt haben?"

Er war ratlos. „Aber Christa, Sie haben sich doch jetzt Ihre Freiheit gewonnen, woran fehlt es noch?"

Schließlich gestand sie, daß etwas geschehen war, wovon er nichts wußte: vor kurzem waren sie beide zusammen von jemand gesehen worden, der Christa kannte und über sie einigermaßen Bescheid wußte, nämlich von Michael Nemiroff, dem Sohn des alten russischen Generals auf Schloß Ruppertsburg. Nemiroff, der Sohn, lebte in ziemlich mißlichen Verhältnissen. Er hatte nun offenbar gewittert, daß da irgendetwas bei Christa nicht stimme, wenn er auch über die volle Wahrheit nicht unterrichtet war. Jedenfalls hatten ihm seine Vermutungen genügt, um ihn zum Versuch anzuspornen, daraus Kapital zu schlagen, und es war ihm gelungen, Christa ausfindig zu machen. Er war bei ihr erschienen und hatte, ziemlich schamlos, den Vorschlag gemacht, sich sein Schweigen abkaufen zu lassen.

„Er tat mir beinahe leid", erzählte sie, „und wenn ich genügend Geld gehabt hätte, ich hätte ihm vielleicht sogar welches gegeben. Er sah schrecklich herabgekommen aus und war es nicht nur äußerlich. Wie weit muß jemand gesunken sein, wenn er Erpressungen versucht. Er sprach so süßlich unterwürfig und dabei dennoch dreist. Mir ekelte zunächst vor ihm, ich habe ihm die Türe gewiesen."

Dann war Michael Nemiroff gegangen mit der Drohung, es bleibe ihm zu seinem Bedauern nichts übrig, als „einige aufklärende Zeilen an den Herrn Grafen zu senden".

Und er hatte sein Versprechen wahr gemacht, vielleicht in der Hoffnung, daß der Graf ihm „seinen Dienst" irgendwie belohnen werde.

Das Ergebnis lag bereits vor. Dr. Tieck, er hatte ja mit dem Grafen schon in Christas Hochstapelei-Affäre korrespondiert und war ihm daher bekannt, hatte bei Christa angerufen und ihr mitgeteilt, er habe von Schloß Ruppertsburg den Auftrag erhalten, gegen sie das Nötige zu veranlassen; er hatte sie gebeten, zur Vermeidung unerwünschter Weiterungen ihn unverzüglich aufzusuchen.

„Ich gehe nicht hin!" rief Christa erregt. „Ich weiß ja genau, was er will. Und ich kann nichts dagegen tun — ich bin noch nicht volljährig, es fehlen noch zehn Tage bis zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag. Zehn Tage — und das soll entscheidend sein! Denn bin ich einmal zu Hause, dann nützt alles nichts mehr, dann werden sie mich überwachen und nicht mehr fortlassen!"

Freese war der Gedanke an eine Trennung von Christa schrecklich, aber an sich durfte er hier nicht denken. „Christa, vielleicht ist es doch zu Ihrem Besten? Bedenken Sie, was Sie gesundheitlich aufs Spiel setzen ...!"

Sie wehrte sich leidenschaftlich: „Lassen Sie mich auch im Stich? Kommen auch Sie mit diesen falschen Heilsprüchen? Will mich denn niemand verstehn? Jeder Mensch muß die Freiheit haben, aus seinem Leben das zu machen, was er will, ob es sich dabei um einige Monate oder fünfzig Jahre handelt. Der eine knausert, der andere setzt alles auf eine Karte. Wer, wer hat das Recht — und wenn es auch meine Eltern sind — mein mir noch zugemessenes Dasein zu stehlen? Wollen Sie denen dazu verhelfen?"

Zärtlich suchte er sie zu beruhigen. „Aber nein, Christa, das will ich nicht! Ich begreife Sie, ich . . ."

„Dann stehen Sie mir jetzt bei!"

„Und was soll ich tun?"

Schon faßte sie neue Zuversicht. „Zuerst mal gehen Sie zu Dr. Tieck und sprechen Sie mit ihm. Sagen Sie ihm ruhig die Wahrheit!"

„Wenn er mich anhört! Er ist immer so beschäftigt."

Christa lächelte. „Da sind Sie aber im Irrtum."

„Na hören Sie? So oft ich noch bei ihm war . . ."

„Da hat man Ihnen was vorgespielt. Ich weiß doch, was los ist. Von großer Anwaltspraxis keine Spur! Fräulein Hegewald hat mir es einmal, nachdem ich schon Lunte gerochen hatte, im strengsten Vertrauen verraten: alles Theater! Sie hat von ihm den Auftrag, wenn jemand kommt — manchmal passiert das nämlich wirklich — „Betrieb" zu machen. Er hat ihr da bestimmte Weisungen erteilt, was zu tun ist; ich glaube, daß sie insgeheim sogar geprobt haben, so gut klappt das jetzt. Alles Finte! Ein-

mal hab ich ihn dabei erwischt, wie er in seinem Zimmer, als er angeblich furchtbar beschäftigt war, Kreuzworträtsel löste. Also er wird Sie nicht nur anhören, sondern Sie können ihm in aller Ruhe reinen Wein einschenken."

(Fortsetzung folgt.)

Weiße Maus fliegt nach Rio.

Die drollige Geschichte einer Zeppelinfahrt,

erzählt von R. Herminghausen.

(Privattelegramm aus Friedrichshafen:

Heute früh stieg das Luftschiff „Graf Zeppelin" zu seinem neuen Südamerika-Flug auf. Der Start erfolgte bei Nebel. An Bord befanden sich neben den üblichen Passagieren . . .)

. . . Ja, das soll gerade hier erzählt werden! Es ist durchaus nicht immer eine Sensation, Reisende an Bord zu haben, darüber hat man schon viel gehört. Wenn man hingegen, wie in diesem Falle — aber wir wollen nicht vorgreifen. Die Geschichte beginnt so:

„Ich habe vorhin weiße Mäuse gesehen!" sagte der Eisenbahnbeamte in Marburg an der Lahn zu seinem Kollegen.

„Dann dürfte es höchste Zeit für dich sein, mit dem Alkohol aufzuhören", erwiderte der Angeredete, „hinterher kommt nur noch Delirium tremens."

„Nein, ich meine richtige weiße Mäuse!" rief der erste.

„Ach so", sagte der andere. „Und wo?"

„Komm mit! Du sollst sie sehen." Er nahm seinen Kollegen unter den Arm, kletterte mit ihm über die Gleise und begab sich dorthin, wo die Frachtwagen standen, bereit zum Abrollen nach Frankfurt am Main. Die Packer waren noch mit dem Einladen beschäftigt.

„Habt ihr die Mäuse noch da?" rief der Beamte.

„Jawohl, hier sind sie!" Die Packer zeigten auf einige Kisten, die mit ziemlich engmaschigen Drahtgittern ausgestattet waren. Drinnen hopsten kleine, muntere Tierchen umher. Ihre Felle schienen seidenweich und leuchteten in reinem Weiß.

„Donner und Doria! Wieviel Mäuse sind denn das?" fragte der Kollege.

„Zweihundert!" sagten die Packer.

„Und wohin soll die Reise gehen?"

„Nach Brasilien, Rio de Janeiro!" war die Antwort.

Eiwei, ein schönes Stückchen Weg! Und das alles mit der Eisenbahn und dem Schiff? Das mußte ja Wochen dauern! Und wer pflegte solange die munteren weißen Tierchen? Aber so war das natürlich nicht, sondern es kam ganz anders.

In Frankfurt am Main luden Arbeiter die Kisten mit den Liliput-Reisenden aus dem Waggon. Dann stellten Chauffeure die Kisten sorgsam auf ein Lastauto und ratterten los. Die kleinen Mäuse hatten keine Ahnung, wo sie landen würden, und als der Lastwagen stillstand und sie neugierig durch die Drahtgitter blinzelten, hätten sie — wenn sie Menschen gewesen wären — entdecken müssen, daß sie sich auf dem Frankfurter Flugplatz befanden. Der Umladung standen keine Schwierigkeiten im Wege, da die Tierchen im Freiverkehr befördert wurden.

Papiere wurden ausgetauscht, Kommandos zum Start gegeben, und unter dem Donnergebrüll der Motoren kletterte die schwere Fracht-Flugmaschine der Deutschen Lufthansa in die Lüfte. Vorher hatte man die Mäuschen noch vorschriftsmäßig gefüttert und getränkt, und nun schwebten sie also sozusagen „in den Wolken". Von Frankfurt aus ging es scharf nach Süden, Berge wurden überflogen, Wälder überquert, und als der Pilot den Bodensee sichtete, drückte er die Maschine nach unten und landete glatt in Friedrichshafen.

Und nun kam der Hauptteil der Geschichte. Die 200 weißen Mäuse sollten nämlich mit dem Zeppelin fliegen, der am nächsten Morgen zur Fahrt nach Südamerika startete. Die Deutsche Lufthansa und der gute, brave Zeppelin mögen sich schön gewundert haben. Viele merkwürdige Transporte führten sie im Laufe der Jahre aus, frische Blumen wurden von der Riviera nach London gebracht, eine lungenkranke Frau zur Operation von Kopenhagen nach der Schweiz transportiert, den Engländern frische Erdbeeren aus Vierlanden und Gemüsekonserven aus Braunschweig geliefert, Hunde von Hamburg nach Amsterdam überführt — aber weiße Mäuse haben die Luftschiffe bisher doch noch nicht an Bord gehabt. Der Pilot der Flugmaschine, der sich in die Mäuse verguckt hatte, wollte immer den Zeigefinger zwischen das Drahtgitter stecken, aber man warnte ihn, denn die unschuldig wirkenden weißen Tierchen sind durchaus nicht so harmlose Zeitgenossen, wie sie aussehen.

Nun sollte die Luftreise also fortgesetzt werden, mit direktem Kurs auf Brasilien. „Hallo, wollt ihr weiße Mäuse sehen?" rief einer der Transporthelfer in Friedrichshafen, und seine Kollegen hielten das genau so für einen Scherz wie der Eisenbahnbeamte in Marburg an der Lahn. Wie nun die Tiere verstauen?

Der Chef des Frachtraums fand den richtigen Weg. Auf seine Anweisung verstaute man die 200 weißen Mäuse so, daß sie nach keiner Seite hin Ausbruchs- oder Fluchtmöglichkeiten besaßen. Mitten im Frachtraum des Luftschiffes hockten sie und guckten durch die Löcher. Aber für sie gab es nichts zu sehen, denn an die Fenster reichten sie nicht heran, und außerdem hätten sie wohl kaum begriffen, um was es sich handelte, wenn sie die Landschaft gesehen oder den Ozean unter sich erblickt hätten.

Munter und fidel langten die 200 merkwürdigen Passagiere einige Tage später in Rio an. Allenthalben war man froh. Die Brasilianer freuten sich, die Tiere wohlbehalten bekommen zu haben, und an Bord des Zeppelins war man zufrieden, daß die ganze Geschichte geklappt hatte. Schließlich ist der Transport von weißen Mäusen keine alltägliche Angelegenheit. Menschen kann man in den Räumen des Luftschiffs umherspazieren lassen, aber es wäre gar nicht auszudenken gewesen, wenn mitten über dem Ozean die weißen Mäuse ausgebrochen und im Luftschiff herumspaziert wären.

„Wie reist die moderne Maus? Im Zeppelin!" schrieben einen Tag später die südamerikanischen Reporter, und damit hatten sie recht. Die Tierwelt wird heutzutage mächtig modern, und wenn das noch so weitergeht, werden die Kaninchen nächstens Filme drehen und die Kanguruhs Rundfunk hören.

Japan trägt wieder Schlitzaugen.

Die Europäisierung des japanischen Gesichts verboten.

Von Michael Auspitz.

Die japanische Regierung beschäftigt sich augenblicklich mit einem Gesetz, das die operative Beseitigung der „Mongolenfalte" verbietet. In der letzten Zeit ist es nämlich in Japan Mode geworden, sich die Augen „europäisieren" zu lassen. In den Großstädten schossen die Institute, die die Befreiung von den für die mongolische Rasse typischen Schlitzaugen versprachen, wie Pilze aus der Erde und erfreuten sich des überaus regen Zuspruchs der gelbhäutigen Schönen. Auch die Angehörigen des starken Geschlechts kamen in Scharen, um sich verschönern zu lassen. Der Staat steht mit Recht auf dem Standpunkt, daß derartige Unternehmen mit dem Nationalstolz in Widerspruch stehen.

Das japanische Volk und insbesondere die städtische Bevölkerung Japans ist in letzter Zeit von einem Drang nach Modernisierung und Europäisierung ergriffen, der in der Kulturgeschichte der Menschheit kaum seinesgleichen aufzuweisen hat. Die japanische Frau, die bis jetzt in der patriarchalischen Tradition altjapanischen Familienlebens wandelte, folgt neuerdings dem Beispiel ihres Mannes und ist leidenschaftlich bestrebt, sich von Kopf bis Fuß auf abendländische Art umzustellen. Die engen japanischen Sandalen werden

zur Seite geschoben, das Kimono abgelegt, der modische europäische oder amerikanische Schuh und das Kleid nach letztem Pariser Modell werden bestellt, das Haar wird kurz geschnitten, die Lippen geschminkt. Diese Massenflucht der Japanerinnen ins Europäische und Amerikanische ist in erster Linie auf den Einfluß des abendländischen Films zurückzuführen, der den altjapanischen Gebräuchen den Gnadenstoß versetzt hat. Die jüngere Frauengeneration Japans ist von einer einzigen Passion beseelt: im Aussehen, im Leben, im Tun und Lassen den bewunderten Filmstars Europas und Amerikas gleich zu sein. Wenigstens äußerlich. Das Vorbild zu kopieren fiel nicht besonders schwer. Mit einer Ausnahme. Die schweren Lider, die das japanische Auge so schmal erscheinen lassen, dieses typische Merkmal der schlitzäugigen Rasse, war nicht zu beseitigen. Und somit waren alle Anstrengungen der modernen Japanerin, ihr westliches Ideal vollauf zu verkörpern, letzten Endes null und nichtig. An ihren Augen konnte man immer eine Japanerin erkennen.

Bis vor kurzem. Denn heute ist auch dieses Hindernis im Hürdenrennen der japanischen Frau nach abendländischer Zivilisation endgültig beseitigt worden. Einem der berühmtesten japanischen Augenspezialisten, Dr. Kozo Uschida in Tokio, gelang es, dieses Problem aus der Welt zu schaffen. In rasendem Tempo operiert er Tausende von Töchtern Nippons, die vor seinem Empfangszimmer buchstäblich Schlange stehen, um des Segens der reparierten Augenlider teilhaftig zu werden. Durch einen schnellen, schmerzlosen und verhältnismäßig billigen chirurgischen Eingriff verleiht Dr. Uschida den mongolischen Schlitzaugen den normalen, oder richtiger gesagt abendländischen Ausdruck.

Dr. Uschida mit seinen Assistenten, von denen viele eigene Schönheitsinstitute aufmachten, weil ihnen die Kosmetik mehr Geld einbrachte als die hohe medizinische Augenheilkunde, verwandelten im Laufe der Zeit mehr als 100 000 Paar schiefer Augen in solche a la Greta Garbo. Übrigens waren es keineswegs nur Vertreterinnen des schwachen Geschlechts, die bereit waren, ihre rassische Individualität auf dem Altar der Eitelkeit zum Opfer zu bringen. Unter den Kunden der Verschönerungsinstitute machen die Männer etwa 20% aus.

Der Eingriff dauert etwa fünf Minuten und der Preis der Operation schwankt zwischen 20 und 50 Mark. Nach einer leichten Lokalbetäubung faßt der operierende Arzt das obere Augenlid mit einer Pinzette an und hebt den Fettansatz am vorderen Rande des Lids hoch. Eigentümlicherweise ist es gerade dieser dicke Ansatz, der die angebliche Schlitzäugigkeit der japanischen Rasse vortäuscht. Die von Uschida erfundene Operation geht ohne Blutvergießen, ohne Messer und Nadel vor sich. Das Lid wird lediglich mit einem besonderen Faden, dessen Präparation Geheimnis der japanischen Verschönerungskünstler ist, an drei Stellen hochgezogen und zusammengenäht. Nach drei oder vier Tagen werden die Fäden herausgezogen. Die mongolischen Schlitzaugen des Patienten sind verschwunden. Die Wände der japanischen Schönheitssalons sind mit Photos geschmückt, die immer paarweise zusammen aufgehängt sind. Der Text ist stets der gleiche: Vor der Operation. Nach der Operation. Vorher, das typisch und unverkennbar japanische Gesicht mit schmalen, hinter schweren Lidern verschwindenden Augen, nachher ein großes leuchtendes Auge, das in dem kleinen Gesicht der Japanerin besonders reizvoll wirkt.

Interessant ist, daß die japanischen Schönheitskünstler die sich zu weltberühmten Spezialisten auf dem Gebiet der Augenoperation entwickelt haben, sich auch mit andern Fällen zu beschäftigen haben. Es gibt, so unglaublich es klingt, Europäer, die ihre Augen „japanisiert" haben wollen. Auch diesen Eingriff bringen die japanischen Augenärzte meisterhaft zustande. Es handelt sich bei denen, die diesen sonderbaren Wunsch äußern, meistens um russische Aristokraten, die in die Heimat zurückkehren wollen, aber ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verändern müssen. Falls das Gesetz der japanischen Regierung wirklich in der geplanten Form herauskommt, wird es das Geschäft der Schönheitsinstitute sehr beschränken, es ist klar, daß die Augenspezialisten aus diesem Grunde heftige Gegner der angekündigten Maßnahmen sind.



Bunte Chronik



Das amerikanische Volk vergreist.

Aus den amtlichen Statistiken der Vereinigten Staaten von Nordamerika geht hervor, daß sich in der Bevölkerung, die augenblicklich 125 693 000 Köpfe zählt, eine zunehmende Vergreisung bemerkbar macht. Diese Tatsache erfüllt die Regierung mit einiger Besorgnis, denn ein Volk ohne Jugend kann sich auf die Dauer nicht behaupten. In den vergangenen zehn Jahren hat die Zahl der Einwohner über 65 Jahre mehr als 34 Prozent der Gesamtbevölkerungszahl erreicht. Wenn die Entwicklung so weiter geht, muß befürchtet werden, daß im Laufe der nächsten zehn Jahre 50 Prozent erreicht werden. Eine wichtige Ursache dieser Überalterung ist in der großen Beschränkung der Einwanderung zu erblicken, denn die Einwanderer waren zum größten Teil junge Leute. Unzählige Amerikaner haben auch bereits eingesehen, daß in der Ausbreitung der Neger in USA — sie haben zurzeit die Zahl von 13 Millionen erreicht — eine große Gefahr liegt. Überraschenderweise hat auch die Bevölkerungszahl der Indianer, die beinahe als ausgestorben galten, in den letzten Jahrzehnten wieder zugenommen. Man zählte in diesem Jahre 330 000 Indianer gegen 250 000 im Jahre 1900. Auch die Amerikanische Regierung ist zu der Einsicht gekommen, daß die Familie als Keimzelle des Staates in besonderem Maße gepflegt werden muß. Die amerikanische Familie, die in früheren Jahren im Durchschnitt fünf Köpfe zählte, zählt heute nur noch durchschnittlich 3,8. Die Regierung derUSA erwägt daher den Gedanken, kinderreichen Familien Erleichterungen zu verschaffen.



Lustige Ecke



* **Kein Unterschied.** „Warum machst du heute so ein unglückliches Gesicht, Liebling?"

„Ich habe heute selbst gekocht, und du hast es gar nicht gemerkt."

*

* **Verständlicher Wunsch.** „Mit dir möchte ich auf einer einsamen Insel leben."

„Glaub ich dir sehr gern mein Lieber, damit du meine Kleiderrechnungen nicht bezahlen brauchst."

*

* **In Gedanken.** „Herr Professor, draußen ist ein Mann mit einem Bart."

„Brauche keinen, habe schon einen."

Mildernder Umstand.



Ein englischer Ladendieb wurde vom Richter gefragt, ob er zu seiner Entlastung etwas anführen könnte.

„Ja, Sir! Ich nehme nur englische Waren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.